

Buchbesprechungen

Neugründung von 1989 liefern, ist niederschmetternd: eklatante Organisationsschwäche, keine Milieuerankerung, Puritanismus und Selbstgerechtigkeit bei den Gründern gegenüber potentiellen Wählern und Neu-Mitgliedern. Und dort, wo inhaltliche Innovation sich ansatzweise regt, sorgen schon die lieben Genossinnen und Genossen aus dem Westen dafür, daß sie nicht stattfindet. Hier führt *Walter* die Domestizierung durch die westdeutschen JungsozialistInnen an. So dürfte, sieht man einmal vom märkischen Sonderfall ab, die Perzeption der SPD als reine Westpartei ebenso Bestand haben, wie die Etablierung der SPD in Sachsen und Thüringen als moderne, demokratische Reformpartei (von Volkspartei gar nicht zu reden) weiter auf sich warten lassen dürfte: Aus den Hochburgen der ‚Heroenzeit‘ der Arbeiterbewegung ist offenkundig tiefe Diaspora geworden. Dies dürfte auch mit einem unreflektierten Traditionsbezug, wie angedeutet, kaum zu beheben sein.

Gernot Borriss

- 1 Das Ende der Legenden. Hans-Ulrich Wehler über Ritter/Tenfeldes Geschichtswerk „Arbeiter im Deutschen Kaiserreich“, in: Der SPIEGEL 18/1992, S. 72ff.
- 2 G. A. Ritter/K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, Bonn 1992 (= G. A. Ritter [Hrsg.]: Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung

in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 5).

- 3 P. Lösche/F. Walter, Die SPD. Klassenpartei – Volkspartei – Quotenpartei, Darmstadt 1992.

Massimo L. Salvadori, Storia d'Italia e crisi di regime. Alle radici della politica italiana, Il Mulino, Bologna 1994, 110 S.

Der Autor, der an der Universität Turin Geschichte der politischen Ideen lehrt und seit 1992 Abgeordneter der Fraktion der exkommunistischen Linksdemokraten angehört, leitet die Krise der ersten italienischen Republik zu Beginn der neunziger Jahre aus diachronen Strukturschwächen des italienischen Einheitsstaates von 1861 her. In einer Art „Sonderwegsthese“ behauptet *Salvadori*, daß seit dem Risorgimento prägende Merkmale zum einen die verschiedenen Regimewechsel überdauert hätten und zum anderen nun - in Gestalt der Lega Nord - auch die Einheit Italiens in Frage stellen. Ihn leitet dabei die Beobachtung, daß sich in der italienischen Geschichte seit 1861 nie ein demokratischer Machtwechsel von der Regierung zur Opposition vollzogen habe. Politische Alternativen seien immer nur nach Systemkrisen an die Macht

gekommen: so 1922 die Machtübernahme der Faschisten, 1943 bis 1946 das Ende des Faschismus und der Übergang zur Republik, Anfang der neunziger Jahre das Ende der Ersten Republik.

Salvadori führt diesen Befund auf folgende Faktoren zurück:

1. Seit dem voruntarischen Gegensatz zwischen dem Pragmatiker Cavour und dem Idealisten Mazzini seien politische Alternativen immer unter der Distinktion „Staat vs. Antistaat“ diskutiert worden, was sich bis zum Umgang mit den Kommunisten des PCI in der zweiten Nachkriegszeit fortgesetzt habe. Diese Art permanenter „ideologischer Bürgerkrieg“ habe die Tatsache verstärkt, daß die Regierungen immer wieder mit Erfolg versucht hätten, durch „Transformismus“ Teile der Opposition ins eigene Lager hineinzuziehen und den Rest weiterhin auszukreisen. Politische Alternativen hätten sich also im Sinne der Regierenden „transformieren“ lassen oder auf Fundamentalopposition gehen müssen. Die Doppelgesichtigkeit des PCI zwischen Moskauhörigkeit und westlicher Demokratisierung seit des Christdemokraten De Gasperi absoluter Mehrheit 1948 erkläre sich u.a. daraus.

2. Politische Bündnisse hätten sich in einer Art „blocchismo“ immer als Allianz gegen Dritte definiert: der Faschismus gegen Sozialisten und angebliche Staatsfein-

de, die Resistenza als Allianz gegen Faschisten und Deutsche, die von der Democrazia Cristiana geführten Nachkriegsregierungen als anti-russisch und antikommunistisch.

3. Die herrschenden politischen und ökonomischen Eliten hätten sich in einer Art „consociativismo“ gegenüber Newcomern verschlossen, so daß sich jeweiligen Mono-Oligopole mit starken horizontalen Verflechtungen - auch dank der überproportionalen Staatsbeteiligung an Wirtschaftsbetrieben - unbehindert fortschreiben konnten. Nachdem in den siebziger und achtziger Jahren Aldo Moro (DC) und Enrico Berlinguer (PCI) mit ihrer Strategie des „Historischen Kompromisses“ gescheitert waren, verfestigte sich in den Jahren der Regierungen Bettino Craxi (Sozialisten) die Abschottung der „classe dirigente“.

Die drei genannten Merkmale prägten auch den Faschismus und verfestigten sich durch die spezielle Funktion Italiens in der internationalen Politik während des Kalten Krieges. *Salvadori* charakterisiert den christdemokratisch-kommunistischen Antagonismus als „zwei Vaterländer und zwei Nationen in einem Land“. Nach dem Kollaps der alten Regierungseliten 1992/93 seien angesichts dieser Umstände der politische Machtzuwachs einer oppositionellen Gruppe der Justiz und gleichzeitig die politische Unreife der exkommuni-

stischen Opposition deutlich geworden. Wie schon bei den autoritären Tendenzen Ende des 19. Jhs. unter Pelloux oder später unter Sonnino suche man wieder Zuflucht bei starken Exekutiven, jetzt den Präsidialregierung Amato und Ciampi.

Gegenüber früheren Krisen neuartig sei das Phänomen der regionalistischen „Lega Nord“, das insofern dem Auftreten des Faschismus vor 1922 ähnele, als sich die „Lega“ ihrerseits als Alternative zum System (statt zur amtierenden Regierung) darstelle.

Leider konnte *Salvadori* die Veränderungen des Jahres 1994, die durch Wahl legitimierte Regierung des Medienunternehmers Berlusconi und deren Koalition mit den sog. „Postfaschisten“ Gian Franco Finis sowie mit der Lega Nord nicht mehr berücksichtigen. Diese jüngsten Veränderungen lenken den Blick aber auch auf grundsätzliche Schwachpunkte dieser historischen Analyse des politischen Systems: *Salvadori* verzichtet auf jegliche gesellschafts- oder modernisierungstheoretische Verortung seiner Beobachtungen, wobei insbesondere der Zerfall klassischer Formen von Öffentlichkeit und die daraus resultierenden Schwierigkeiten der Linken völlig außer acht bleiben. Diese Entwicklungen prägen in unterschiedlicher Weise sämtliche westliche Gesellschaften. Doch führen sie bisher nur in Italien dazu, einen besonders fragilan po-

litischen Überbau auf einer von eher archaischen personalen Beziehungen geprägten Basis schneller als anderswo niederzureißen. Inwieweit „blocchismo“ und „consociativismo“ ein ganz anders geartetes soziales System darstellen, das sich mit unterschiedlichen Regime-Typen verträgt, bleibt im Dunkeln. Auch rückblickend begibt sich der Autor damit der Möglichkeit, die von ihm konstatierte unterbliebene „Nationalisierung der Massen“ historisch zu erklären. Ebenso bleiben andere Faktoren, welche die Delegitimierung der Ersten Republik erklären könnten, unklar, z.B. die Entkatholizierung weiter Bevölkerungskreise in der christdemokratischen Epoche. Außer der Feststellung, daß Italien offenbar wieder ein Systemwechsel bevorstehe, entwickelt *Salvadori* aus seinen systematischen Überlegungen keine Zukunftsperspektive. Hier wird wieder deutlich, daß eine auf das politische System im engeren Sinn beschränkte Analyse solange nicht weiterhelfen kann, wie sie nicht den veränderten Stellenwert des „Politischen“ im gesellschaftlichen Kontext reflektiert und ihn dann in übernationalen Trends verortet. Möglicherweise kann man auch von daher erklären, warum jetzt auch der Einheitsstaat von 1861 in Frage gestellt wird und der Übergang zur Zweiten Republik solange dauert.

Der Essay, der explizit bekann-

te historische Informationen vermittelt, behält dieser Kritik zum Trotz einen Informationswert für denjenigen, der sich schnell einen Überblick über einige diachrone Spezifika italienischer Politikgeschichte verschaffen will. Insofern dürfte er das Bedürfnis von Ausländern nach einer kurzen, aber an bestimmten Problemen orientierten politikhistorischen Einführung in italienische Besonderheiten eher befriedigen, als daß er politisch bewußten Italienern weiterführende Perspektiven auf historischer Grundlage aufzeigen könnte.

Friedemann Scriba

Hinrich Fink-Eitel, Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte. Junius Verlag, Hamburg 1994, 407 S.

Der 500. Jahrestag der „Entdeckung“ Amerikas durch Kolumbus veranlaßte 1992 die Weltöffentlichkeit dazu, im Fortschritt innezuhalten und einen Blick zurückzuwerfen. Während die einen gern die düsteren Aspekte der Vergangenheit im Jubel über technische und gesellschaftliche Errungenschaften untergehen lassen wollten, mach-

ten andere anläßlich dieses „Jubiläums“ noch einmal besonders nachdrücklich auf die häßliche Seite des Aufbruchs in die „Neue Welt“ aufmerksam. Die Frage nach der ethischen und moralischen Begründung der Handlungsweise der „zivilisierten“ Europäer gegenüber den „wildem“ Ureinwohnern wurde noch einmal in aller Schärfe formuliert.

Wenn man der Darstellung von *Hinrich Fink-Eitel* folgt, stehen die beiden verschiedenen Haltungen gegenüber der Erschließung ferner Länder durch europäische Entdecker und Eroberer in der Tradition zweier Mythen, die auf unterschiedliche Weise die nicht zu leugnende Tatsache des Massenmordes an den Ureinwohnern der Neuen Welt verarbeiten. Der eine Mythos behandelt den „Bösen Wilden“ als primitives, tierisches – und damit nicht-menschliches oder un-menschliches – Wesen, als „das minderwertige Andere der eigenen, überlegenen Kultur“ (S. 9), das die Verwirklichung einer zivilisierten Lebensweise gefährdet; somit legitimiert er die Unterdrückung. Der Mythos vom „Edlen Wilden“ dagegen läßt die ursprüngliche Lebensform als ideale, weil gewaltfreie, „natürliche“ erscheinen und erinnert so an den unersetzlichen Verlust des „vorbildhaft Gute(n)“ (S. 9). Beide Mythen stehen in engem Zusammenhang mit der jeweiligen Einstellung gegenüber der eigenen Kultur, und *Fink-Eitel* versucht, die